Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 43 (1949)
Heft: 7-8

Artikel: Zeugen für ein anderes Amerika
Autor: Radine, Serge
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139256

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ziel vielleicht auch einmal erreicht. Ist bei ihnen dann nicht die Kraft zu einem Wachsen und Weiterschreiten, ist ihnen dann nicht der Zugang zu höherer Erfüllung offen, dann könnte es sein, daß der Jüngling in seinem Beruf, der arme Schlucker am Ziel seiner Träume, der träumende Sozialist im Augenblick des sich verwirklichenden Sozialismus nichts anderes mehr zu erleben und erlernen vermögen als — das Gähnen.

Diesem Mißverständnis des Sozialismus gegenüber hat wohl Herman Greulich sein bekanntes Wort gesprochen, daß der Sozialismus Johannes dem Täufer gleiche, der dem, der nach ihm kommt, dem Sohn des Menschen, den Weg zu bereiten habe. Wo in dem Täufer allerdings schon der endgültig Kommende gesehen wird, da erfüllt sich im Sozialismus die gleiche Verbürgerlichung, die das Christentum erlebt, wo es eben sich, das Christentum, an die Stelle des Reiches Gottes setzt. Und er erlebt auch die gleichen Auswirkungen der Verbürgerlichung, die Überschätzung der äußeren Institution, der Doktrin, zuweilen auch der Doktrin der Doktrinlosen als der ärmsten aller Doktrinen! Und er muß es erleben, daß Menschen, von der Langweiligkeit dieser Dinge abgestoßen, Heilmittel gegen die Langweiligkeit irgendwo anders suchen. Und wenn sie schon suchen, was ist dann leichter zu finden als die Heilmittel, die die Bourgeoisie anbietet, die schöne, bequeme bourgeoise Dekadenz! Daß dadurch die eigentliche Krankheit noch vergrößert wird, daß dann, wenn Menschen ihre Kraft zum Ausbau des wirklichen Sozialismus bei den Quellen suchen, die die bourgeoise Dekadenz ihnen bietet, beim Kino, beim Verein, bei der Entwurzelung des abstrakten Individuums nicht das neue Leben, sondern der alte Tod einströmt, ist leider eine unübersehbare Tatsache. Die Verbürgerlichung des Sozialismus, die auch hier mit Geistlosigkeit gleichzusetzen ist, enthüllt, wie die Verbürgerlichung des Christentums, wie sehr der Zugang zum echten, lebendigen und schöpferischen Geiste fehlt. *Bruno Balscheit.*

(Schluß folgt.)

Zeugen für ein anderes Amerika

Unlängst, in einer Unterhaltung mit Herrn André Bonnard über die immer dunkler und beklemmender werdende internationale Lage, erklärte der Lausanner Professor plötzlich, er habe, trotz allem, Vertrauen zu Amerika. Diese Erklärung kam mir zuerst etwas überraschend. In einer Zeit, wo die Vereinigten Staaten die Führung im berühmten Atlantikpakt übernehmen und durch die Stimme des Präsidenten Truman verkünden, sie würden schlimmstenfalls nicht davor zurückschrecken, die Atombombe zu brauchen, um den Frieden zu retten, scheint ein solches Vertrauen nur auf Illusionen oder einer eingefleischten Vorliebe für paradoxe Ansichten zu beruhen. Doch darf man nicht vergessen, daß es

noch ein anderes Amerika gibt als das offizielle, das im Namen der Vereinigten Staaten zu sprechen und diese in den Beratungen der internationalen Politik getreu zu vertreten behauptet.

Mme Simone de Beauvoir hat uns zwar in ihrem Buch «L'Amérique au jour le jour» von der erstaunlichen Passivität und Trägheit des durchschnittlichen Staatsbürgers der Vereinigten Staaten in politischen Fragen erzählt. Aber diese sehr wahrscheinlich für den Schlendrian des Alltags gültige Feststellung scheint uns in Zeiten der Krise viel weniger augenfällig. Man denke nur an die Krise der dreißiger Jahre, die im Handumdrehen F. Roosevelt und den «New Deal» ans Steuer brachte! Oder in der jüngsten Vergangenheit an die Wiederwahl des Präsidenten Truman, die so radikal alle politischen Voraussagen auf beiden Seiten des Ozeans Lügen strafte. Wer dürfte behaupten, daß sich solch bestürzende Donnerschläge nicht wiederholen könnten, und das in nächster Zukunft? Zeigt sich nicht am Horizont schon das Gespenst einer neuen, ungewöhnlich schweren Arbeitskrise, die alle möglichen Folgen nach sich ziehen könnte? Hat nicht der berühmte Negersänger Paul Robeson erst ganz kürzlich schreiben können: «Auch ich bin Amerika!» Und kann nicht Henry Wallace mit dem gleichen Recht dasselbe von sich behaupten? So auch der große Charlie Chaplin, der uns eben noch die unvergeßliche Schöpfung «Monsieur Verdoux» schenkte? Und sogar Garry Davis, zur Stunde, wo er seinen Paß eines Bürgers der USA gegen den eines Weltbürgers umtauscht? Wahrlich, alle diese Männer sind für uns Zeugen eines andern Amerika, und wir glauben fest, daß eben dieses Amerika in der Weltgeschichte das letzte Wort behalten wird.

Auch die zeitgenössische Literatur ihrerseits legt Zeugnis ab für den Umfang und die Lebendigkeit der Auflehnung gegen die Gleichförmigkeit, für die unabhängige Gesinnung, die eine der wirksamsten und echtesten amerikanischen Überlieferungen ist. Die Schriftsteller jenseits des Ozeans haben in der Tat von jeher ganz besonders unter dem erstickenden Puritanismus gelitten, dessen engherzige Moral ihren schöpferischen Schwung lähmt und hemmt. Es ist also nur natürlich, daß gerade die Besten unter ihnen in Bausch und Bogen eine soziale Ordnung verwerfen, die auf dem Puritanismus gegründet ist, von dem sie sich mit allen Mitteln zu befreien trachten. Wenn es anderseits richtig ist, daß es ihren Vorfahren um den Preis wahrhaft übermenschlicher Anstrengungen gelungen ist, einen ganzen Kontinent urbar zu machen und riesige, tausendarmige Städte zu erbauen, so ist es ebenso wahr, daß sie nie Zeit gefunden haben, die rein menschlichen Bindungen und Beziehungen voll auszubilden. In dieser Hinsicht ist es keine Übertreibung, zu sagen, daß die Familie in den USA keine eigentliche Wirklichkeit besitzt. Die ständige quälende Sorge um das Geldverdienen läßt dem vertraulichen Leben im Heim und der Freundschaft allzu wenig Raum. Und deshalb empfindet drüben der Schriftsteller, scharfsichtiger und be-

wußter als seine übrigen Landsleute, doppelt den Druck seiner Einsamkeit. Schon aus diesem Grund fühlt er gebieterisch das Bedürfnis nach einer mannhaften Gemeinschaft, die ihm allein der Sozialismus in dieser oder jener Form zu bieten vermag. Aus dieser Atmosphäre muß man die in gewissem Sinn revolutionären Werke der Auflehnung von Schriftstellern wie Theodor Dreiser, Upton Sinclair, und, näher bei uns, James T. Farrell, John Dos Passos, Hemingway oder Steinbeck verstehen.

Auf einem andern Gebiet ist das in Amerika immer latente Problem der schwarzen Rasse gegenwärtig wieder brennend geworden, denn das Wiedererwachen der Lynchjustiz in den Südstaaten, allzu häufig von empörenden Freisprechungen gefolgt, ist für liberal denkende Menschen in Amerika nach den großen, während des Krieges von den Negern für den Sieg der gemeinsamen Sache gebrachten Opfern einfach unerträglich. So stellt man seit einigen Jahren ein ungemein typisches Anwachsen von Romanwerken fest, die das Problem der schwarzen Rasse behandeln. Wir brauchen nur «The Strange Fruit» von Lilian Smith, einer jungen Romandichterin des Südens, zu erwähnen, die sichtlich die Gegenpartei zu Margaret Mitchells «Gone with the wind» ergriffen hat; oder «Kingsblood Royal» des großen Schriftstellers Sinclair Lewis, der unter dem Deckmantel eines Romans ein wahres Manifest zugunsten der Neger verfaßt hat; ganz ähnlich wie seinerzeit Mrs. Beecher-Stowe, mit «Uncle Tom's Cabin», will Lewis das Gewissen seiner Landsleute aufrütteln; schließlich sei noch das bedeutungsvollste Werk, «The Native Son» von Richard Wright, genannt. Es ist besonders interessant, hervorzuheben, daß der beste Roman, der bisher dieses brennende Problem behandelt, just das Werk des größten schwarzen Prosadichters der Vereinigten Staaten ist.

Und nun kommt die Reihe an Romanschriftsteller von sehr bedeutendem Talent, denen der Marxismus das Wesen ihrer Gedanken und ihrer Kunst einhaucht. Kämpfer für den Marxismus im vollen Sinn des Wortes sind Albert Maltz und Howard Fast. Um das klar zu erkennen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß jener wegen seiner politischen Überzeugung seine Stelle verlor und dieser aus dem gleichen Grund ins Gefängnis wanderte. Seltsame Anwendung des Prinzips der Gedankenfreiheit, auf die das offizielle Amerika in seinen gegenwärtigen Streitigkeiten mit Rußland und den Ländern des Ostblocks so hochmütig pocht! Dabei könnten Albert Maltz und Howard Fast wahrhaftig mit besserem Wissen und Gewissen als Kravtschenko der Welt verkünden, daß auch sie «die Freiheit gewählt» haben! Doch haben wir es hier nicht nur mit Kämpfern und Propagandisten für eine Sache zu tun, der sie ihr Leben geweiht haben; es sind auch echte, geborene Schriftsteller. Leser der französischen Sprache können Albert Maltz dank einer ausgezeichneten Übersetzung seines Romans «Le Courant souterrain» kennen und schätzen lernen, die letztes Jahr im Verlag «Hier et Aujourd'hui» erschien.

In einer Vorbemerkung zu seinem Roman hat Albert Maltz uns vor-

sorglich mitgeteilt, daß «die Ereignisse dieses Romans, die sich in Detroit (Michigan) und in der Umgebung dieser Stadt im Februar 1936 zwischen einem Samstagabend und dem folgenden Dienstag in der Morgendämmerung abspielen, auf historischen Tatsachen beruhen. Doch sind die Personen erfunden und die Anekdoten persönlich.» Aber was sind eigentlich diese «Unterirdischen Strömungen», die diesem anziehenden Buch nicht nur den Titel geben, sondern auch seinen tieferen Sinn aussprechen? Auch hier hat uns der Verfasser durch seinen Helden Princey als Dolmetscher sehr genau unterrichtet: «Anfang und Ende ist dies: ein Mann muß seinem Ideal treu bleiben. Das, und nichts anderes, ist die unterirdische Strömung seines Lebens. Sonst ist er nichts. Ich kann nicht verraten. Ein Mann, der sein Ideal verrät, vernichtet sich selbst.»

Die eigentliche Erzählung, in kurze Sequenzen aufeinanderfolgender Schichten aufgeteilt, stellt 48 Stunden aus dem Leben eines Kommunistenführers, Princey, in einer Automobilfabrik in Detroit dar, der eine Gewerkschaft ins Leben zu rufen sucht, die imstande ist, die Berufsinteressen der Arbeiter wirksam zu verteidigen; gleichzeitig soll sie ihre Klassenbildung nach marxistischer Lehre fördern. Von seinen Gegnern wird er erbarmungslos verfolgt und gehetzt; diese stehen in Verbindung mit dem terroristischen Geheimbund Ku-Klux-Klan, verfügen über eine eigene Geheimpolizei sowie über gewisse straffällige Neger, die unter Bürgschaft freigelassen sind, um als Polizeispitzel verwendet zu werden. So gerät er schließlich in ihre Schlingen. Aber da der Kommunist Princey zugleich ein lauterer und mutiger Mann ist, läßt er sich weder kaufen noch einschüchtern, und der einzige Ausweg ist zuletzt, ihn brutal umzubringen. Der Objektivität zuliebe sei zugegeben, daß das gleiche tragische Schicksal Princey auch in Sowjetrußland hätte ereilen können, wenn er im gegebenen Zeitpunkt das Unglück gehabt hätte, in den Verdacht des «Andersdenkens» zu fallen; aber der Umstand, daß solche Methoden in den Vereinigten Staaten unter der Herrschaft der kapitalistischen Demokratie möglich sind, dürfte eine sehr betrübliche Aufklärung für manche aufrichtige Liberale in unserem Lande sein, die in Unkenntnis so unmenschlicher und grausamer Wirklichkeiten dahinleben.

Vom literarischen und auch vom menschlichen Standpunkt aus gesehen ist jedoch Howard Fast unstreitig ein Schriftsteller von größerem Format als Albert Maltz. Wenn das zurzeit von der Kritik nicht allgemein anerkannt ist, so nur, weil der Parteigeist sich störend in ein Gebiet eindrängt, aus dem er peinlich verbannt sein sollte, und so die Kritik daran hindert, ein Werk gebührend einzuschätzen, das uns ohne jede Parteilichkeit als eines der hervorragendsten und kennzeichnendsten erscheint, worauf die gegenwärtige literarische Produktion der Vereinigten Staaten stolz sein kann. Howard Fast wurde im November 1914 in Neuyork als Sohn israelitischer Eltern geboren. Seine Jugendjahre verbrachte er, nach dem denkwürdigen Vorbild Jack Londons, auf abenteuerlichste

Weise. So war er der Reihe nach Güterversender, Wäscher, Metzger, Schneider, Ausläufer, Erdarbeiter. Aber von 1936 ab verschreibt er sich endgültig, mit Leib und Seele, der literarischen Laufbahn und spezialisiert sich in erster Linie auf den historischen Roman. Davon beziehen sich viele auf den Unabhängigkeitskrieg, und der Verfasser befleißigt sich so sehr, der Geschichte treu zu bleiben, daß man aufrichtig behaupten kann, sie enthielten kaum eine wichtige Einzelheit, die nicht aufmerksam nachgeprüft wäre, nachdem sie aus glaubwürdigen Quellen geschöpft wurde. «Strange Yesterday», 1934, schildert uns das Leben einer amerikanischen Familie durch fünf Generationen hindurch; «Place in the City», 1937, ist die Chronik eines Quartiers von Neuyork; «Conceived in Liberty», 1939, spielt in Valley Forge, einem Dorfe in Pennsylvania, wo Washington vom Dezember 1777 bis Juni 1778 sein Hauptquartier hatte; und «The Unvanquished», 1942, ruft wiederum die große Gestalt von George Washington zu neuem Leben.

Und nun kommt ein Roman, oder besser eine romanhafte Biographie von ganz anderem Schlag, die gleichfalls soeben in französischer Übersetzung im Verlag «Hier et Aujourd'hui» erschien: «Citizen Tom Paine» erzählt uns erstaunlich lebendig und malerisch das Leben des großen Publizisten (1737—1809), der während des Unabhängigkeitskrieges die Seele des Widerstandes gegen England war und es daher verdient, neben George Washington und Jefferson als einer der Begründer der Vereinigten Staaten geachtet zu werden. Seltsam ist das Schicksal dieses Revolutionärs von Beruf, der nie die Zuflucht eines sicheren Heims, eines einigermaßen ruhigen und geregelten Lebens kennen sollte. Als armer englischer Arbeiter, der im Gin nur mangelhaften Trost für sein Elend fand, zog er in jungen Jahren nach Amerika, als einziges Gepäck einen Empfehlungsbrief von Benjamin Franklin in der Tasche. Warum gerade nach Amerika? Howard Fast ruft es laut mit seiner ganzen Liebe seinem Lande zu, dessen Obrigkeiten ihn jetzt ins Gefängnis werfen, wie einst ihre scheinheiligen und rückständigen Vorgänger den gealterten Thomas Paine steinigen sollten: «Es war die junge Kraft von Amerika, die ihn am tiefsten ergriff. Hier entstand eine neue Menschenrasse, nicht von besonderem Blut, von besonderer Klasse oder Abstammung; ihr Ursprung war einfach ein Versprechen. Und auf seine schlichteste Formel zurückgeführt ... losgelöst von seinen hohen Bergen, seinen Flüssen und Tälern, hieß dieses Versprechen einfach: *Die Freiheit!*» – Thomas Paine hatte wirklich «die Freiheit gewählt», für die Freiheit kämpfte er im Unabhängigkeitskrieg, und seine Gegner waren nicht einfach die Engländer, sondern die Feinde der Revolution, die Leute, denen «das Volk» immer mehr Schrecken einjagt als das Ausland. Als Schüler der englischen Philosophen und der französischen Enzyklopädisten konnte Thomas Paine von diesem Krieg gegen die Fremdherrschaft, der im Grunde schon ein Bürgerkrieg von internationaler Bedeutung war, sagen: «Noch nie ist die Sonne über einer gerechteren Sache aufgegangen. Es

geht nicht um eine Stadt, um eine Grafschaft, eine Provinz oder ein Königreich, sondern um einen ganzen Kontinent, zum mindesten ein Achtel der bewohnbaren Welt. Die Arbeit wird nicht in einem Tag, einem Jahr, ja nicht einmal in einem Zeitalter bewältigt werden. Die Nachwelt ist virtuell am Streit beteiligt, und bis ans Weltende wird sie die Folgen der heutigen Entscheidungen tragen. Ihr alle, die ihr die Menschheit liebt, die ihr nicht nur die Tyrannei, sondern auch die Tyrannen zu bekämpfen wagt, steht auf! Der Zwang herrscht in allen Teilen der alten Welt.» – Diesem Mann, der sein ganzes Leben lang für die edelste Sache streiten sollte, um seinen Mitmenschen «die Würde zurückzuerobern, deren sie seit zehntausend Jahren beraubt waren», war ein ruheloses Dasein bestimmt, und auch sein Tod entrann nicht einem tragischen Schicksal. Bei seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten – das konservative England und das von Napoleon unterworfene Frankreich hatten ihn aus Europa vertrieben! – wurde er verhöhnt und gesteinigt. Ein Fanatiker schoß auf ihn; sogar sein Grab wurde entweiht. Danach kann man wirklich der Welt verkünden: «Das dankbare Vaterland seinen großen Männern!»

Doch Howard Fasts Meisterwerk ist unbestritten «Der Weg zur Freiheit» (französische Übersetzung: «La Route de la Libertée», im Verlag Galimard erschienen), «den Männern und Frauen aller Rassen gewidmet, die ihr Leben im Kampf gegen den Faschismus geopfert haben». Wie zahlreiche amerikanische Schriftsteller vor ihm, hat Howard Fast hier versucht, die Gesellschaft der Südstaaten unmittelbar nach dem Sezessionskrieg zu schildern. Aber während die andern allzugern am Unwesentlichen hängen bleiben, am anekdotischen, malerischen und glänzenden Kleinkram, zielt er auf das Wesentliche; im Gegensatz zum Beispiel zu William Faulkner, der es im Untergang der alten patriarchalischen Familien sucht, der nach seiner Weltanschauung den Mann des Südens zu tragischer Einsamkeit verurteilt, entdeckt Howard Fast mit ganz anderem Scharfblick die Hauptsache in der großen Hoffnung der besitzlosen Neger und Weißen, die, endlich von der Unterdrückung durch die großen Pflanzerfamilien befreit, «den Weg zur Freiheit» vor sich aufgehen sehen.

Im Anfang des Buches, unmittelbar nach dem Sezessionskrieg, sind die Anhänger der Sklaverei zur Ohnmacht verurteilt. Die Neger, die zum großen Teil in der Nordarmee gekämpft und so bei der Befreiung ihres Landes mitgewirkt haben, sind in die Baumwollpflanzungen zurückgekehrt, aus denen ihre früheren Herren entflohen sind. Die Regierung trifft dann in den Südstaaten ein Abkommen, das eine wirkliche Volksherrschaft vorbereiten und begründen soll. Die Wahlen, die man daher in einer Atmosphäre der Freiheit vornehmen kann, ergeben eine erdrückende Mehrheit für die schwarzen Arbeiter und die besitzlosen Weißen. Ihre Abgeordneten gehen sofort an die Arbeit und packen die Verwirklichung eines noch nie dagewesenen Werkes an: «Weiße und

Schwarze lebten zusammen, arbeiteten und bauten zusammen. Das ganze Leben der Südstaaten war dadurch verwandelt, denn zum erstenmal genossen die Menschen in Amerika, ohne Unterschied der Hautfarbe, die gleichen Rechte und konnten sich des Lebens freuen.» Als Bannerträger der schwarzen Rasse, die wirklich aus dem Sklaventum emporzutauchen scheint, um an der ersehnten Küste der Freiheit zu landen, hat Howard Fast in Gideon Jackson eine unvergeßliche Figur geschaffen. Erst ein kindlicher und ungeschliffener Geist, gelangt er, vom Vertrauen seiner Leute getragen, in den Konvent, dann in den Kongreß der Vereinigten Staaten. Im weiteren Verlauf des Buches erringt er sich, gewissermaßen unter unseren Augen, Bildung und eine starke Persönlichkeit; wir sehen, wie er sich nach und nach als ein scharfsinniger, klarblickender und bedeutender Staatsmann bewährt, und dieser allmähliche Aufstieg eines Lebens, den wir als Zuschauer miterleben dürfen, bildet gewiß nicht einen der geringsten Reize dieses auffallenden Buches.

Aber dieser Aufstieg Gideon Jacksons, der wie ein Sinnbild des möglichen Aufschwungs der schwarzen Rasse erscheint, ist ein furchtbares Mahnwort für die großen Pflanzer des Südens, die hier wie in einem aufgeschlagenen Buch ihren hoffnungslosen Niedergang als wirtschaftlich privilegierte Klasse ablesen können. Doch bleiben sie vor einer so drohenden Gefahr nicht lange untätig. Einen Augenblick unter der Last ihrer Niederlage erdrückt, wissen sie sich bald aufzuraffen und geschickt zu manövrieren, um ihre verlorenen Stellungen zurückzuerobern. Zu diesem Zweck setzen sie sich mit der nordamerikanischen Industrie- und Finanzwelt in Verbindung und sichern sich von dieser Seite her die Unterstützung und die Helfer, die sie zur Verwirklichung ihrer Pläne so dringend brauchen. Nachdem dieses erste Ziel dank der Handlung eines verschlagenen Politikers erreicht ist, dem ihre Stimmen die Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gesichert haben, werden die Nordtruppen vorzeitig zurückgezogen; so wird das Feld für die Rassenumtriebe des Ku-Klux-Klan frei, und alles wird wieder in Frage gestellt. Die Neger und die armen Weißen, die den Wiederaufbau ihres Landes unternommen hatten, werden im Verlauf eines grauenhaften Feldzuges der Unterdrückung und des Schreckens mit ihren Frauen und Kindern niedergemetzelt.

Vom rein literarischen Standpunkt ist «Der Weg zur Freiheit» von Howard Fast wirklich ein meisterhaftes Werk; mit den großen prophetischen Romanen von Graham Greene: «Macht und Ruhm», «Der Kern des Problems», ist es vielleicht eines der seltenen Bücher von dauerndem, unvergänglichem Wert, die uns die internationale Literatur seit dem Ende des letzten Weltkrieges geschenkt hat. Vom sozialen Standpunkt sind wir ganz besonders glücklich, nach der kürzlichen Unterzeichnung des unseligen Atlantikpaktes, in Howard Fast einen der treuesten Zeugen und Verkünder eines andern Amerika begrüßen zu können, das früher oder später das neue Amerika sein wird. *Serge Radine.*